Ich nehm' es leicht.

Ich nehm' es leicht,
Ob Schweres auch zu tragen!
Halb ist erreicht
Ein Ziel durch frohes Wagen.
Wer wird erst stehen und zagen,
Die Frische weicht; —
Ob Schweres auch zu tragen,
Ich nehm' es leicht.

Ich nehm' es leicht,
Wie auch die Loose fallen!
Die Zeit verstreicht
Zu rasch ja mit uns Allen....
In Hütten wie in Hallen
Die Locke bleicht;
Wie auch die Loose fallen,
Ich nehm' es leicht.

Das Weib des Indianers.

Skizze aus dem fernen Westen von W. v. Schierbrand.

„Also Ihr Vorgänger war ein Indianer — eigenthümlich!"

„Ja, sogar ein Vollblut-Indianer", sagte der greise Missionär McFadden, indem er sein graues Haupt schüttelte.

„Es war eine merkwürdige Geschichte."

Der alte Herr erhob sich, nahm die stämmige Eisenstange und schürte damit die Gluth im Kamin von Neuem an, daß ganze Funkenwellen den Schlot hinauf tanzten und die lichten Flammen aus dem mächtigen Holzblock hervorbrachen. Es herrschte eine sehr behagliche Wärme in der kleinen Blockhütte, obwohl der Wintersturm auf eisigen Fittigen da draußen über die endlose Prairie strich und ab und zu die Grundvesten des schmucklosen Baues zu erschüttern schien. Wir aber, die wir für die Nacht Unterkunft bei dem gastlichen Alten gefunden hatten, schmauchten unsere Trade Post-Cigarren, tranken ab und zu einen Schluck des heißen schottischen Whiskey-Punsches, und lauschten den Erzählungen dieses ehrwürdigen Veteranen in einem der gefährlichsten und aufreibendsten Dienste, die es an der äußersten Grenze der Civilisation gibt. Missionär McFadden war damals schon über 40 Jahre unter den Rothhäuten thätig, und viele seiner ehemaligen Sonntagsschüler waren später in Carlisle, der Indianerschule, erzogen und zu nützlichen Menschen geworden.

„Wie ich sagte,"so fuhr er fort, „eine merkwürdige Geschichte. Es war der erste und einzige Fall, daß ein Vollblut-Indianer — noch dazu ein Sioux — in der Reservation von Coeur Marie als Missionär unter seinen Stammesgenossen fungirte, und dieser einzige Versuch wird wohl auch nicht sobald wiederholt werden, denn er fiel unglücklich aus. Mein Vorgänger hatte seinen Vater, einen Unterhäuptling des Sitting Bull, in der Schlacht am Little Big Horn durch die Kugel eines amerikanischen Dragonerkarabiners verloren. Der Knabe zählte damals nur 3 Jahre und wurde unter den Trümmern eines durchlöcherten Tepees gefunden und von Capitän Malcom, dessen Compagnie jenen Theil des Indianerlagers erstürmt hatte, vom Tode errettet und später nach Hampton zur Erziehung geschickt. DasVermächtniß einer alten, frommen Dame in Boston ermöglichte es Augustine St. Croix — so war der Knabe getauft worden — Theologie in Andover zu studiren und sich auf seinen selbsterwählten schweren Beruf — den eines Missionärs unter den heidnischen Stämmen seines Volkes — vorzubereiten. Er studirte eifrig und mit Erfolg, und eines Tages, kaum 23jährig, hielt der junge Indianer seine Antrittspredigt in einer der fashionabelsten Kirchen von Boston. Es war Adventszeit und an jenem Sonntag wurde stets zum Besten der inländischen Mission gepredigt und darauf eine Collecte veranstaltet, die bei den steinreichen Mitgliedern jener Congregationalisten-Gemeinde immer eine erkleckliche Summe abwarf. Aber an jenem Tage ganz besonders, denn die düstere, zwingende Beredtsamkeit des rothhäutigen Asbeten mit den glühenden Augen, dem scharfgeschnittenen Gesicht und den rabenschwarzen Haarsträhnen, die ihm wild um die Stirn fielen, hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Unter den Zuhörern an jenem Sabbathmorgen war Ethel Milbury gewesen, und sie hatte sich sterblich in den jungen Mann verliebt, dessen Persönlichkeit und seltene Begabung ihre Phantasie nicht minder erregte, wie die traurige Geschichte seiner Jugendjahre ihr Herz gerührt hatte. Das junge Mädchen war die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns und Sonderlings, von dem sie zweifelsohne den Hang zum Mystischen, Religiösen geerbt hatte. Das Wunderbare geschah, daß dieser alte Herr, anstatt sein zärtlich geliebtes Kind auf das Unnatürliche einer solchen Verbindung aufmerksam zu machen, sie im Gegentheil aufmunterte und aus der im Anfang von ihr kaum geträumten ehelichen Vereinigung mit dem jungen Indianer ein wirkliches Ereigniß machte. Ja, keine drei Monate später stand sie im Beisein einer großen Schaar ihrer Jugendgespielen beiderlei Geschlechts mit dem Sohne des im Kampfe gegen Onkel Sam gefallenen Siouxhäuptlings vor'm Altar und gelobte ihm ewige Treue.

„Eine sonderbare Geschmacksverirrung — das war das Verdict, welches das ganze Land bei Veröffentlichung dieser Nachricht fällte. Allein den wahren Zusammenhang kannten nur Wenige. Darunter vor Allen der Vetter und stille Verehrer der jungen Frau, Prince Armstrong, dem sie einst einen Korb gegeben, obwohl er jung, hübsch und Besitzer einer Million war. Dieser verstand die Beweggründe, die das Herz seiner jungen schönen Cousine einem Indianer überliefert hatten — religiöse Schwärmerei, echt weibliches Bedürfniß, sich zu opfern und einen Beruf mit dem Gatten zu theilen, der mühevoll, schlecht lohnend und gefährlich war,aber dafür auch die Palme des religiösen Sieges bedeutete. Nun, es war geschehen, und das im Schooße des Wohllebens erzogene Mädchen folgte bald darauf heiter und voll Muthes ihrem Mann hierher nach dem fernsten, rohesten Westen, wo wohl kaum je ein so zarter Fuß das haarscharfe Alfalfa-Gras gepreßt hatte. In der Hütte, in der wir uns jetzt befinden — in ganz derselben — war es, wo Ethel Milbury ihr neues Heim fand. Nichts von all dem Luxus, an den sie seit frühester Kindheit gewöhnt, hatte sie hierher begleitet — nichts als ihr Piano, dem sie nach wie vor ihre Lieblingsarien entlockte und die Töne mit dem Gesang ihrer süßen Stimme begleitete. Das war die einzige Erholung, die einzige Freude, die sie sich nach ihrer Uebersiedelung hierher gestattete. Sonst erblickte sie ihre Pflicht, ihren Lebenszweck nur darin, die getreue Gattin ihres Mannes, die ihm in Allem ergebene Gefährtin seines Lebens unter rohen, gewaltthätigen, dem Trunke und allen Ausschweifungen ergebenen Indianern zu sein. Ein Kind wurde geboren, und das junge Mutterglück verklärte noch einmal die schon recht bleichen Züge der jungen Frau. Denn sie hatte Kummer, schweren Kummer. Nicht etwa nur in Folge des ihr völlig ungewohnten, harten und entbehrungsreichen Lebens, das sie, so weit wie thunlich mit ihrem Gatten theilte und das sie durch die selbstauferlegte Pflicht der Krankenbesuche unter den auf weiter Strecke berstreut lebenden Indianern, deren Weiber und Kinder, sich noch schwieriger gestaltet hatte. Nein, es war der Gram um das veränderte Wesen ihres Mannes, der ihr am meisten an der Seele fraß.

„Denn im Gemüth des jungen Indianer-Missionärs hatte sich eine Wandlung vollzogen. Er war wieder Sioux geworden. Mit jedem Tage, den er unter diesem wilden, heidnischen Volke zubrachte, streifte sich der Firniß der Cultur mehr und mehr bei ihm ab, verließen ihn die anerzogenen Anschauungen und Ueberzeugungen einer Rasse, die der seinigen stets feindlich gewesen, und er versank abermals in die lichtlose Nacht der Barbarei. Die ersten Anzeichen dieses verhängnißvollen Wechsels vollzogen sich nur wenige Monate nach der Uebersiedelung des ungleichen Paares auf diese Reservation. Da begann er wieder, in der Sprache seiner Väter, den rauhen, gutturalen Siouxsprache, zu reden, und er nannte diese mißtönende Sprache die seinige. Sein Christenglaube fing an zu wanken unter der Ueberfülle von heidnischen Gewohnheiten und Bräuchen, denen er bei seinen Missionswanderungen auf Schritt und Tritt begegnete. Seine Predigten am Sonntag in der kleinen Capelle am Bent Fort hörten auf, glühende Beredtsamkeit zu athmen und wurden wie klingende Schellen, ohne tiefen Sinn. Bei der Geburt des Kindes, eines Knäbchens, war diese Wandlung bei Augustine St. Croix schon soweit vorgeschritten, daß er sich weigerte,das Kind zu taufen oder taufen zu lassen, trotz der flehentlichen Bitten seiner weißen Frau. Kurzum, der eifrige, glaubensstarke Missionär hörte allmälig auf, ein Sendbote des Christenthums unter den Greueln des Heidenthums zu sein, und wurde wieder ein wilder Sohn einer wilden Natur. Es läßt sich denken, daß diese Wandelung sich nicht vollzog, ohne daß Ethel, sein im Schooße des Christenthums und der Gesittung geborenes Weib, sich mit allen Kräften ihrer Seele dagegen sträubte. Und im Anfang schien auch ihr Mahnen und ihr Bitten noch etwas zu fruchten, denn der düsterblickende Mann wurde dadurch wieder und wieder auf den alten Pfad herübergezogen. Aber diese Stimmungen währten stets nur noch kurze Zeit — dann brach immer wieder mit elementarer Gewalt, wie die Lava unter der Schlacke, die ursprüngliche Natur, die Natur des Wilden, hervor.

„So kam der Tag des Sonnentanzes heran, der Tag, der vor allen andern den Sioux heilig ist, an dem sie sich durch Bräuche, deren grausame Wollust eben nur dem Indianer verständlich und theuer ist, wieder mit den Sitten der Väter verschmelzen. Sonnentanz! Wer hat ihn je geschaut und nicht geschaudert? Ein so gräßlicher Brauch des alten, schlimmen Heidenthums wie nur je einer im Alterthum, ein Brauch, der eben nur unter menschlichen Teufeln sich fortpflanzen kann. Nun, der Sonnentanz wurde jenes Jahr mit besonderer Ehrung gefeiert, denn es galt, den christlichen Priester, den Vertreter des Gottes des weißen Mannes, wieder dem Cultus seiner Vorfahren zu gewinnen. Und es gelang. Als Ethel, der das kleine Kind an der Brust lag und die mitten in der Nacht durch das Geheul und den Flammenschein, die vom Tanzplatz zu ihr in die Blockhütte hinüberdrangen, aufwachte und ihren Mann, der einst zum Diener des allweisen Gottes gesalbt, nicht in der Hütte erblickte, erfaßte sie eine böse Ahnung. Leise erhob sie sich vom Lager und schaute in die Nacht hinaus. Wüster Lärm schallte ihr aus dem Osten entgegen, und die lang gezogenen, schrillen Töne der fanatischen Lieder drangen an ihr Ohr. Unwiderstehlich trieb sie's fort zu sehen und zu hören, welcher Natur diese Gräuel seien,von denen sie schon so viel vernommen.Ihr kleinesKind auf demArm schlich sie sich vorsichtigen Schrittes nach dem Platze, woher der wüste Lärm ertönte. Unbemerkt kam sie so nahe,daß sie bei dem blendenden Scheine der Fackeln und des mächtig lodernden Scheiterhaufens die ganze grause Scene beobachten konnte. Mit gräßlich bemalten, nackten und vom Schweiße triefenden Leibern drehten sich da die dunklen Söhne der Wildniß um den Flammengott, den sie anbeteten und dem zu Ehren sich ihre jungen Tapferen jetzt so gräßlich verstümmelten. Und mitten unter ihnen — der Wildeste der Wilden — erblickte sie deutlich die sehnige, schlanke Gestalt ihres Mannes, des Missionärs. Bei diesem Anblick bemächtigte sich der sanften,schüchternen Frau, die dieMißhandlung selbst klaglos von den Fäusten ihres Gatten geduldet, eine Kühnheit und eine sinnverzehrende Wuth, welche sie die furchtbare Gefahr nicht achten ließ, der sie sich aussetzte. Mit fliegenden Haaren und keuchendem Athem sprang sie schnell in die Reihen der wie toll Rasenden und Heulenden hinein, und ehe diese sich gefaßt, hatte sie auch schon Augustine St. Croix gepackt und gerüttelt. Ehrvergessener! Meineidiger! schrie sie ihn an, und die Wuth erstickte fast ihre Stimme. Er aber, nun wieder ganz dem Blute und der ursprünglichen Wildheit seiner Stammesangehörigkeit verfallen, schnaubte wie ein angeschossener Eber, ergriff sein eigenes Kind an den Haaren und schleuderte es in die Flammen, die eben wieder hoch emporloderten, zu Ehren des Sonnengottes Manitou.

So räche ich meine Abtrünnigkeit von meinem Volke, rief er mit glühenden Augen, und spießte sein eigenes Kind. Ohnmächtig stürzte Ethel nieder. Ein hitziges Fieber warf sie auf's Krankenlager, und die Kunst des Medizinmannes konnte sie nicht retten. Eine Woche später war sie todt. So endete diese Tochter des schwärmerischen Glaubenseifers. Ihr Mann aber schloß sich ganz und gar den wilden, ungezähmten Stämmen der Sioux an, und als ein Jahr später ein neuer Krieg mit den Weißen ausbrach wegen angeblich ungenügender Verpflegung von Seiten der Washingtoner Agenten, da war Augustine St. Croix — oder wie er jetzt hieß: Wah-na-teh — in den vordersten Reihen der Kämpfer, und am Yellow Peak fiel er, wie sein Vater, von der Kugel eines amerikanischen Karabiners. Es war die Stimme der Natur, die ihn wieder in die Zelte seiner Rasse geführt, und sein Beispiel hat mir wenigstens bewiesen, daß Indianerblut nicht durch die Taufe wesentlich anders wird."

Der alte Missioär schwieg. Draußen brauste noch immer der winterliche Sturm, und die Schneeflocken knisterten gegen die Wände des Blockhauses.

„Ja, Blut ist dicker als Wasser", murmelte der Post Trader, sein letztes Glas Punsch schlürfend, „und ich bleibe dabei — Sherman hat Recht: Der einzige gute Indianer ist der todte Indianer."

Die Kunst sich zu kleiden.

Eine Frau, die diese Kunst inne hat, wird manchen Sieg über eine andere, mit regelmäßig schönen Zügen davontragen, die ihre Kleidung nicht versteht, dazu gehören Chic und Geschmack, Einhaltung der Harmonie in Linien und Farben. Da verticale Linien die Gestalt schlank und groß, horizontale dagegen dieselbe breit und klein erscheinen lassen, empfehlen sich daher für starke Frauen vertical gestreifte Stoffe, Gilets an der Taille, welche die Breite des Körpers durch drei senkrechte Linien theilen, keilförmige Einsätze am Rücken, dagegen tragen Schlanke quergestreifte Gewebe, Berthen und Revers. Bezüglich der Farbe muß die Toilette mit der Farbe der Haare und dem Teint in Einklang gebracht werden. Schwarzen sind gelbe, rothe, cerise und dunkelvoilette Farbenscalen vorgeschrieben, Braunen stehen weiß, rosa, goldgelb, violett, grün, dunkelblau und braun zur Verfügung, Blonde können alle Farben tragen, ausgenommen gelb, beige, roth und grau,der blendendeTeint derRothhaarigen, für welche die Nuancen: heliotrop, mauve und violett wie geschaffen sind, wird durch die schwarze Farbe noch gehoben. Schreibt auch die Mode gewissen Farben vor, gegen die Harmonie der Farben darf nie gesündigt werden. Dieselbe Harmonie muß bei der Kopfbedeckung beobachtet werden, die sich selbst mit dem Charakter und der Stimmung der Trägerin im Einklang sein soll, keine excentrische Form für eine ernsteDame, kein knabenhaft übermüthiger Hut für ein Gesicht, das Milde und Sanftmuth ausstrahlt. Handschuhe, passender Schmuck und Parfum und dieFrau „kann schön sein, wenn sie will."

Sprichwörter, auf Damen angewendet.

Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch aus der Mode.

Eine Schwalbe auf dem Hut macht noch keine Sommertoilette.

Es ist nichts so schwer zu tragen, wie eine Reihe von schönen Perlen.

— Vorschriftsmäßig ausgerichtet. Bursche: Eine Empfehlung von dem Herrn Lieutenant, der Herr Lieutenant lassen den Herrn Lieutenant bitten, der Herr Lieutenant möchten dem Herrn Lieutenant das Buch, das der Herr Lieutenant dem Herrn Lieutenant kürzlich geliehen, zurücksenden.

— In der Schule. Lehrer: „Nun, Jimmie, wenn Du drei Aepfel zu zwei Cents essen würdest und dann vier Aepfel zu einen Cent das Stück was würden also die Kosten sein?" — Jimmie: „O, ungefähr zwölf Dollar. Unser Doktor ist sehr theuer!"

Eine Plauderei vom Wein.

Der Speisesaal des vornehmen Gasthofes erglänzt im Zauber des elektrischen Lichtes. Es ist sieben Uhr. Die Table d'hote hat begonnen. Von draußen schleicht sich bisweilen durch die dicht verhängten Fenster einStrahl der abendlichen Sonne herein. Zwischen dem Klappern und Klirren der Teller, Gläser und Geräthe hört man das Zwitschern der Vögel im Garten und das Rauschen des Windes in den Platanen. Dann aber wird die Unterhaltung der versammelten auserlesenen Badegesellschaft immer lebhafter, sodaß endlich das Durcheinander des Gespräches und das Hin und Her der Reden alles übertönt.

Die Gesellschaft ist kosmopolitisch, aus Mitgliedern der meisten civilisirten Nationen zusammengesetzt. Deutsche, Engländer, Franzosen und Russen sind besonders zahlreich vertreten. Die Unterhaltung wird in den Hauptsprachen Europas geführt; das Französische aber ist vorherrschend. Und auch die vorzügliche Küche ist ganz französisch.

Sie sind ja heute ein Weißer unter all den Rothen hier, bemerkt lächelnd ein älterer, hagerer Herr seinem Gegenüber, einem deutschen Gelehrten, der prüfend ein volles Glas goldigen Weines gegen das Licht hält.

Ja, ja, erwiderte der Angeredete zerstreut. Dann setzte er hinzu: Ich trinke heute einmal den Rheinwein, meinen Landsmann. Er regt mich an wie kein anderer Wein — zumal bei dieser sirokkanischen Südostwindhitze. Finden Sie die Luft nicht erschlaffend? Wir hatten heute 32 Grad Celsius im Schatten.

Ich liebe die Wärme, erklärte der andere — ein russischer Diplomat. Auch ist es für mich ziemlich gleichgiltig, ob die Luft schwül oder leicht ist, wenn nur die Temperatur eine gewisse Höhe erreicht. Wir Russen sind im Allgemeinen mit Bezug auf die Atmosphäre keine Feinschmecker: durch die Extreme von Hitze und Kälte der verschiedenen Klimate unseres Landes sind wir für die atmosphärischenFinessen abgestumpft. Andererseits begreife ich wohl, wenn Ihr Dichter sagt: „Im feinern Klima verfeinert sich der Sinn."

Ach, wirft der Deutsche ein, und dieser Dichter sprach wie der Blinde von der Farbe. Er hatte nie ein feineres Klima kennen gelernt.

Thut nichts zur Sache. Sein durch Sachkenntniß nicht getrübtes Urtheil war dennoch das Richtige.

Nein, nein, verzeihen Sie, das war es nicht! Der Gelehrte wird lebhaft. Ist etwa der Bewohner der klimatisch glücklichsten Gegenden — des südlichen Spaniens, Griechenlands, der Riviera — in jeder Hinsicht durch feinen Sinn ausgezeichnet? Ist er vor Allem etwa Feinschmecker mit Bezug auf die Genüsse des Gaumens? Ganz im Gegentheil. Er besitzt in culinarischen Dingen eine Gleichgiltigkeit, die einen bisweilen zur Verzweiflung bringen kann. Sie werden mir antworten: Die Bewohner jener aristokratischen Klimate waren wenigstens einmal Feinschmecker — zumal der Grieche; ich weiß es nicht; ich bezweifle es trotz allen Symposien. Ich denke an die spartanische Suppe.

Sie war eine Art Schildkrötensuppe für unartige Kinder, wirft heiter der Russe ein.

Und die Christen und Mauren Andalusiens? fährt der Gelehrte fort. Weshalb sind aber die heutigen Bewohner jener Länder nicht noch jetzt die „Verfeinerten", wenn das Klima auf die Verfeinerung der Sinne einen entscheidenden Einfluß äußert? Ich rede nicht von Italien, dessen Malaria-Klima übrigens mit Ausnahme der Riviera-Zone durchaus kein so aristokratisches ist, wie man gewöhnlich annimmt. Der Nordländer ist freilich nun einmal in das italienische Klima vernarrt.

Ich muß Ihnen schließlich recht geben, versetzte der Russe. Die heutigen Bewohner des südlichen Spaniens, Portugals, Griechenlands sind sicherlich keine Feinschmecker. Und die Italiener sind es ja übrigens auch nicht. Sollte es nicht daran liegen, daß die Nerven dieser Nationen jetzt nicht mehr verfeinert, sondern gewissermaßen bereits erschlafft sind? Und mit der Erschlaffung hört ja zuletzt jede Genußfähigkeit auf. Es tritt ein Zustand der Gleichgiltigkeit und Apathie ein.

Das ist ja eine verwickelte Unterhaltung, meint eine ältere Dame, deren fast weißes Haupthaar zu den lebhaften, jugendlichen Gesichtszügen einen eigenartigen Gegensatz bildet.

In der That, Frau Gräfin, bestätigt der Diplomat. Es handelt sich darum, festzustellen, wo heutzutage inmitten der modernen Brutalität der verfeinerte Sinn für die Genüsse der Küche und des Kellers noch gefunden wird.

Nur in Frankreich — ganz ausschließlich in Frankreich, erklärt die österreichische Gräfin mit Entschiedenheit. Nicht wahr, Herr Marquis?

Sie wendet sich mit dieser Frage an einen kleinen, runden französischen Herrn, der trotz seiner Körperfülle eine erstaunliche Lebhaftigkeit des Geistes und Körpers zeigt.

Der Franzose verbeugt sich mit verbindlichem Lächeln. Leider, leider aber, meint er dann, gehen wir in dieser Hinsicht zurück — immer weiter zurück — reißend schnell zurück. Einst hatten wir die gastronomische Höhe des alten Roms erreicht. Das ist aber, fürchte ich, vorbei. Mit unsern Sorgen, mit dem Schwinden der alten gaité gauloise ist auch in unsere Küche eine melancholische Stimmung eingezogen.

Auch Sie, bemerkt der russische Diplomat, sich an den Marquis wendend, erwähnen der Tafelfreuden des alten Roms; sollten nicht gerade in der üppigsten Zeit die Römer allerdings überaus seltene und theure Speisen auf ihre Tafel gebracht, dabei aber durch Unmäßigkeit und Schlemmerei diesen Genüssen den ästhetischen, harmonischen, Geist und Leib versöhnenden Charakter genommen haben? Und war damit nicht das, was die wirkliche Kunst des Essens und Trinkens bildet, zerstört?

Ich glaube das auch! ruft die Gräfin lebhaft. Und deshalb möchte ich wiederholen: Nur in Frankreich — in der Familie — in einem feinen, geistig angeregten Kreise vermag man den Anforderungen....

Sie hält inne.

Den höchsten Ansprüchen des Kopfes wie denen des Magens gleichzeitig gerecht zu werden, ergänzt lachend der Russe.

Ja, so ist es! bestätigte der Marquis. Aber — wie die Frau Gräfin bemerkt — nur noch in der französischen Familie. Denn die Küche der Restaurants und Hotels ist heutzutage in Frankreich meist eine recht mittelmäßige — die natürliche Folge des härteren und schwereren Kampfes um's Dasein und des verminderten Luxus. Wir sind — wie gesagt — ernster und schwerfälliger als ehemals. Andererseits hat ja die Natur in wunderbarer Weise unser Land mit den wichtigsten und edelsten Erzeugnissen für Küche und Keller beschenkt. Wo fände man Weine wie die unsrigen?

Oh! ruft der deutsche Gelehrte. Sind nicht die Hochgewächse des Rheins die Könige unter den Weinen? Ihr Feuer, ihre Kraft — vor allem ihre Blume — und ihre Wirkung auf Gemüth, Herz, Seele....

Ich schätze die Rheinweine sehr hoch, erklärt der russische Diplomat. Es sind unter ihnen sicherlich vornehme Weine ersten Ranges — vielleicht unerreicht mit Bezug auf Kraft und Saft. Das wird wohl kaum Jemand bestreiten. Dennoch meide ich sie und muß sie meiden.

Wie so denn das? fragt der deutsche Gelehrte verwundert und fast verletzt.

Kein anderer Wein der Welt, erwidert der Russe, hat für mich Eigenschaften, die so erhitzend wirken, die Arbeit des Blutes, des Magens, der Leber so beeinflussen, alle Organe in so fieberhafte Erregung versetzen — mich so zu Allem fähig machen....

Der deutsche Gelehrte zuckt die Achseln: Individuell — ganz individuell! — Ich trinke Rheinwein seit einem halben Jahrhundert, und er ist mir immer vorzüglich bekommen. — Und wie denken Sie denn über den Moselwein?

Ah! erwidert der Russe. Das ist mein ganz besonderer Freund! Sein Charakter ist in jeder Hinsicht dem des Rheinweins entgegengesetzt. Er ist mild, versöhnend; er befördert und erleichtert den Blutumlauf, wirkt kühlend und beruhigend. Er ist der einzige Wein, dem man sich furchtlos anvertrauen darf. Und ist seine Blume nicht von entzückender Feinheit?

Das ist sie, bestätigt der Deutsche. Gewiß, das ist sie. Indeß — ich verlange gerade vom Wein, daß er mich errege, erheitere; daß er mein Blut rascher laufen mache und in Wallung bringe, alle Kräfte des Geistes und Leibes in erhöhte Thätigkeit versetze. Das aber vermag der Moselwein nicht, dazu fehlt ihm der richtige, vinöse Nerv.

Der Russe lächelt still vor sich hin. Dann sagt er: Anregung und Abregung — wenn man sich so ausdrücken darf — im rechtzeitigen Wechsel bilden ja das Entscheidende der ganzen Gesundheitspflege.

Alle deutschen Weine schmecken nach dem Kork! erklärt Mr. King, ein Engländer, mit großer Bestimmtheit und stürzt hastig ein Glas Sherry hinunter.

Die Gesellschaft bricht in ein herzliches Gelächter aus.

Und der Sherry, Mr. King? fragt der Gelehrte. Wie denken Sie über ihn?

O, er ist der einzige Wein, in dem der Sonnenstrahl sich in seiner vollen Kraft und Gluth erhalten hat und zu flüssigem Nektar geworden ist!

Und rasch leert Mr. King, in sich hinein lachend, ein weiteres Glas des spanischen Getränkes.

Und Alles lacht und lacht. Wie schön und poetisch Sie das sagen, Mr. King! spottet die Gräfin. Und der Portwein? Wie denken Sie über den Portwein?

Er hat viele Freunde. Ich aber liebe ihn nicht. Er ist mir zu klebrig.

Auch eine Bezeichnung, meint der Russe. Nun aber müssen Sie uns freundlichst noch Ihr Urtheil über den Burgunder sagen, Mr. King!

O, der Burgunder! Der ist ein Mischmasch von Rheinwein und Bordeaux. Ich trinke ihn niemals. Er verursacht mir Zahnschmerzen, Jucken und Ohrensausen!

AlsoCongestionen, erklärt der Russe. Das ist bedenklich! Und ungarische, italienische, serbische, russische Weine — wie beurtheilen Sie diese?

Davon verstehe ich nichts! gibt Mr. King vorsichtig zu.

Ach, Mr. King, bittet die Gräfin, haben Sie doch die Güte, uns noch zu sagen, wie Sie über den lustigsten und geistreichsten aller Weine — den Champagner — denken?

Aber das ist ja gar kein Wein! brummt Mr. King. Das ist ja Brauselimonade mit Zucker und Brandy und Gott weiß was! Und was das Schlimmste ist: dieser sogenannte Wein ist der Moral im höchsten Grade nachtheilig. Er untergräbt das Gewissen und läßt die Seele hüpfen und springen wie ein Balletmädchen!

Da haben wirs! lachte die Gräfin. Die moralische Wirkung der verschiedenen Weine!

Das Thema wäre durchaus zeitgemäß! meint Mr. King sehr ernst, indem er dem Sherry eifrig zuspricht.

Der Marquis hat dem Gespräch mit einer gewissen ironischen Ueberlegenheit zugehört. Er überblickt die Tafel, und es ist, als zähle er etwas. In der That: er zählt die Weinflaschen des langen Tisches. Dann sagt er: Ich mache hier soeben eine Beobachtung, die für unser Gespräch höchst charakteristisch ist: es trinken von den hier anwesenden Gästen nur ein paar keinen Bordeauxwein — hier in Deutschland — in einem deutschen Badeorte! — Wie ist das zu erklären?

Der Marquis blickt triumphirend um sich.

Sehen Sie, sagt er dann, kein Wein ist so international — so geeignet für jedes Klima — so zuträglich jeder Gesundheit — so „anregend" und „abregend" zugleich — der Marquis blickt zu dem Russen hinüber, der ihm beistimmend zunickt — wie der Wein der Gironde — der Bordeaux! Er schafft Eisen in's Blut, ohne zu erhitzen! Er kräftigt die Nerven und belebt die Functionen der Organe! Er verbindet Kraft mit Zartheit — Männliches mit Weiblichem! Er besitzt ein sonst unerreichtes Bouquet! Wenn ein Getränk dieBezeichnung „geistig" im höchsten Sinne des Wortes verdient, so ist es der Bordeauxwein! Er ist flüssige Intelligenz — flüssiger Geist! Ist er doch auch das Ergebniß einer so überaus intelligenten Behandlung der Mutter Erde! Die größten menschlichen Geister haben sich durch den Bordeaux neue geistige Kraft und edle Begeisterung zu verschaffen gewußt — von Karl dem Großen bis auf Voltaire und Göthe und Bismarck! — Aber man muß ihn zu genießen verstehen — den Bordeaux! Man muß ihn nicht trinken wie die Deutschen, die ihn zum „Kneipen" verwenden und gute oder schlechte Cigarren dazu rauchen. Dieses Rauchen beim Weingenuß ist nicht nur ein Zeichen schlechten Geschmackes, sondern auch überaus schädlich. Alles zu seiner Zeit: die Cigarre nach dem Genuß von Speise und Trank — wenigstens von Wein — ist an ihrem Platze. So verlangt es das hygienische Gesetz. Und der Geist des Weines geht über in den menschlichen Geist. Durch diesen nur und nur durch dessen Arbeit kann jener wirklich verarbeitet, verdaut werden — nicht aber durch körperliche Anstrengung. Der Geist strebt zum Geiste. Das ist charakteristisch. Der richtige Weingenuß ist eine Wissenschaft. In ihm versöhnen sich wahrhaft Geist und Materie — ebenso wie Thierwelt und Pflanzenwelt. Wie doch das Blut der Pfanzenfrucht — der Traube — sich mit dem Blut des Menschen vermischt, dieses belebt, veredelt und kräftigt! Und geht nicht der natürliche Alkohol des Weines in jene ätherischen Oele über, die wir Blume nennen? Ist es nicht ganz so wie beim Menschen, dessen physische Kraft allmälig in Geist verwandelt werden soll — nach dem Gesetz der Natur? Wer aber denWein nicht liebt, ist entweder ein Mensch ohne Geist oder ein Wilder. Gewiß: der Bordeauxwein ist ein internationaler Wein und in jedem Klima dem Menschen zuträglich; dennoch gewährt er — wie alle Weine — in seiner Heimath den vollkommensten Genuß, weil alle menschlichen Organe durch das Klima zu seinen Gunsten beeinflußt werden und auch seine Entwicklung dort die vollendetste ist. — Sie unterhielten sich vorhin über die Wirkung des Klimas auf die Verfeinerung der Sinne; nicht das übermäßig sonnige, warme Klima ist es, welches Gaumen und Magen verfeinert; es ist eine glückliche Mischung von Feuchtigkeit und Trockenheit — von Regen und Sonne. Und diese glückliche Mischung bietet das Klima Frankreichs — vor Allem das milde Klima der Gironde. Es ist der Verfeinerung der Nerven außerordentlich günstig — günstiger als irgend ein anderes Klima der Welt. Und Alles, was den verfeinerten Gaumen reizt und befriedigt, ist dort vorhanden, und mit größtem Recht darf gesagt werden: Man muß nach Bordeaux gehen, um gut zu essen und zu trinken.

Der Marquis hat sich in eine wirkliche Begeisterung hineingeredet. Es tritt eine Pause in der Unterhaltung ein. Dann sagt der deutsche Gelehrte: Ich lobe mir den Sokrates; war er doch im Stande, alle Anderen unter den Tisch zu trinken!

In dieser Hinsicht war er ein guter Deutscher, spottet der Marquis. Aber Sokrates bewahrte dabei die Klarheit und Ueberlegenheit seines Geistes. Thun es die Deutschen immer beim Trinken?

Das Mahl war beendet. Die Damen ziehen sich zurück. Auch die Gräfin verschwindet. Die Herren aber bleiben noch vereint, und es wird weiter gezecht. Die Unterhaltung wird schließlich eine überlaute, hier und da sogar eine gereizte, und es fallen einzelne bittere Aeußerungen.

Der Bordeauxwein ist der gefährlichste von allen, erklärt plötzlich Mr. King im Tone der Unfehlbarkeit. Seine Wirkung ist eine ganz besonders unmoralische — unmoralischer noch als die des Champagners.

Alles blickt den Engländer an. Dieser fährt fort: Durch keinen Wein wird die Phantasie so auf Abwege gelenkt, wie durch den Claret — den Bordeaux. Er macht die Menschen leichtsinnig, oberflächlich, flunkerhaft, prahlerisch, übermüthig, nimmt ihnen Charakter und Würde. Der Bordeauxwein ist ein Farceur und Blagueur. — Sie kennen doch den Gascogner, Herr Marquis?

Des Marquis Miene verdüsterte sich. Er will eine heftige Antwort ertheilen. Aber er bezwingt sich. Er erwidert:

Mr. King, die Leute, die sich von irgend einem Wein beherrschen lassen, anstatt sich seiner guten Eigenschaften zu freuen und aus ihnen Nutzen zu ziehen, sind Schwächlinge und geistig impotent. Ich fürchte, daß wenn der Bordeaux wirklich den Leichtsinn der Menschen weckt und fördert, der Sherry zum Beispiel sie unliebenswürdig und boshaft macht. Oder haben Sie vielleicht am Sherryhandel ein geschäftliches Interesse, das Sie so über alle Maßen diesen Wein loben und preisen läßt?

Es tritt eine peinliche Pause ein. Mr. King fährt kaltblütig fort: Der Rheinwein dagegen macht die Menschen träumerisch, sentimental und schließlich überspannt. Der Mosel lähmt ihre Thatkraft. Der Burgunder erzeugt einen fieberhaften Fanatismus. Der Portwein macht die Leute kleinlich und krämerhaft. Der Sherry aber weckt den göttlichen Humor — die lachende Thräne. Dem Sherry verdanken Cervantes und Shakespeare ihre erhabensten Gedanken.

Don Quixote! murmelte der Marquis mit einem Blick auf den Engländer. Oder auch Sancho Pansa! Allenfalls auch Falstaff!

Ja, ja, Sancho oder Falstaff! entgegnet Mr. King, den Blick des wohlbeleibten Franzosen mit unverkennbarem Hohne erwidernd.

Oho, Mr. King! Oho, oho, oho! ruft der deutsche Gelehrte. Das sind ja überaus gewagte Ansichten und Behauptungen! Ich bleibe dabei: der König aller Weine der Welt ist der Rheinwein! Er allein vereinigt sämmtliche hervorragenden Eigenschaften in Körper und Blume. Und keineswegs ruft er im Genießenden weichliche Sentimentalität oder krankhafte Ueberspanntheit hervor, wie Mr. King behauptet; wohl aber wirkt er, wie schon gesagt, auf das Gemüth des Menschen, während alle anderen Weine nur das Hirn oder die Sinne erregen. Deshalb ist die Wirkung des Rheinweins die edelste. Durch ihn wird die menschliche Seele wahrhaft erhoben und mit himmlischer Lust und Freude erfüllt. Und nun entsteht die Frage: Wenn die Eigenschaften und Wirkungen der Weine mit dem Wesen und Charakter der menschlichen Bevölkerung ihrer Heimath mehr oder weniger zusammenhängen — ist es der Wein, der die nationale Individualität beeinflußt, oder ist es — im Gegentheil — der Hauch des Geistes der Menschen, der seine Rückwirkung äußert auf die das geistige Getränk erzeugende Frucht? Will man doch beobachtet haben, daß eine und dieselbe Rebe, deren Pflege anderen Händen übergeben wurde, ein dem bisherigen ungleiches Erzeugniß lieferte, ohne daß die geringste Veränderung in der Art der Behandlung eintrat. Welch ein weites neues Gebiet für unsere Forschung!

Humbug! murmelt der Mann des Sherrys.

Der deutsche Gelehrte schweigt einen Augenblick. Dann schlägt er vor: Meine Herren, lassen Sie uns doch die verschiedenen Weine, die hier getrunken werden: Bordeaux, Rheinwein, Mosel, Champagner, Sherry, einmal vereinigen — zusammengießen zu einer großen, internationalen Versöhnungs-Bowle! So werden alle diese Weine harmonisch zusammenwirken. Es werden sich alle Gegensätze ausgleichen,und es wird wieder Friede sein unter den Geistern auf Erden.

Aber es wird ein Krieg in unserm Leibe toben! lachte der Marquis. Bowle! Dieses Sammelsurium! Ist das nicht eine Geschmacksverwirrung sondergleichen! Wie kann man die Individualität der Weine in dieser Weise vernichten wollen! Dieses verbrecherische Mixtum! Ist es nicht ganz deutsch? Je verwickelter, desto besser!

Der deutsche Gelehrte runzelte die Stirn. Sie wollen als Franzose natürlich ausschließlich die Welt beherrschen — mit Ihren Weinen, wie in jeder andern Hinsicht.

Des Gelehrten Vorschlag findet trotz allem Beifall.

Kellner, die große Bowle!

Und in übermüthiger Laune gießen die Herren alles, was noch von Wein auf der Tafel vorhanden ist, in das dickbäuchige Gefäß, die feindlichen, fast widerstrebenden Flüssigkeiten mit dem Löffel kräftig durcheinanderrührend.

Und man nippt nicht nur — man trinkt — man trinkt — vor allen der deutsche Gelehrte — der Wissenschaft halber. Der Marquis aber räumt das Feld und empfiehlt sich französisch.

Durch die jetzt weit geöffneten Fenster bringt die schwüle Nachtluft herein. Insecten umflattern das Licht und fallen, vom Weindunst überwältigt, berauscht in die Bowle. Die Zecher aber übermannt einen nach dem andern der Schlummer, oder sie schwanken und wanken aus demSaale. Es tritt eine tiefe Stille ein.

Wo sind denn heute alle die Herren? fragt am nächsten Tage die Gräfin, an der Gasttafel so manchen vermissend.

Der Marquis zuckt die Achseln und lächelt schelmisch.

Wie geht es Ihnen, Mr. King, fragt die Gräfin weiter.

All right, erwidert der Engländer und gießt sich ein großes Glas Sherry in den sehnsüchtig geöffneten Mund.

— Bummlermonolog. „Da wird alleweil von der Sonntagsruh' g'red't! Was frag' ich nach der Sonntagsruh'! Werktagsruh' müssen wir haben!"